

Sperrfrist: 26.10.2012, 14:00 Uhr

Es gilt das gesprochene Wort

Jens Jessen:

Das andere Denken. Navid Kermani zu Ehren.

Festrede auf Navid Kermani zur Verleihung des Cicero-Rednerpreises 2012

Bonn, den 26.10.2012

Eine Rede, meine sehr verehrten Damen und Herren,
eine Rede zur Verleihung eines Cicero Rednerpreises,
nun, das ist wohl – wie sagt man?
Eine echte Herausforderung.

Und der Preis, der den Namen eines der berühmtesten Rhetoren der Antike trägt, wird nun zu allem Überfluss auch noch an den Schriftsteller Navid Kermani verliehen, dessen Reden – wie könnte man sagen? – ebenfalls nicht von schlechten Eltern sind.

Nein, das sollte man vielleicht besser nicht sagen.

Die Rede von schlechten Eltern,

nun, sie wissen ja, meine sehr verehrten Damen und Herren,
sie lenkt die Assoziation unweigerlich auf die schiefe Bahn,
die bei dem Umstand endet, dass Cicero zeitlebens mit seinem Elternhaus haderte, das er für nicht so vornehm hielt, wie er gerne gewesen wäre. Und wahrscheinlich hätte er auch niemals jene prunkvolle Villa auf Pump gebaut, die ihm politisch so gefährlich wurde, wenn er nicht zeitlebens an dem Ehrgeiz eines Emporkömmlings gelitten hätte. Und wenn er diesen Ehrgeiz nicht gehabt hätte und nicht die Furcht, in die Bedeutungslosigkeit zurückzusinken, dann hätte er vielleicht auch nicht gegen Ende des römischen Bürgerkrieges jenen Opportunismus entwickelt, mit dem er mehrfach die Fronten wechselte – was schließlich seinem guten Ruf sehr schadete.

Jedenfalls eine Zeit lang, bis aus den Trümmern der antiken Überlieferung nur noch das Selbstdarstellungsgenie, das Cicero auch war, strahlend hervorstieg und alle politische Herumeierei vergessen war. Für ein paar Jahrhunderte und für ein paar dumm gehaltene Schüler noch länger galt Cicero als genau jener heldenhafte Verteidiger der Republik, als der er sich inszenieren wollte.

Aber all das – so verführerisch auch die Parallelen sind, die man zu zeitgenössischen Politikern ziehen könnte, zur Prinzipienlosigkeit eines Klaus Seehofer beispielsweise oder zu Christian Wulffs Neigung, Freunde anzupumpen – all das führt in die Irre, wenn es um Navid Kermani geht.

Navid Kermani ist kein Politiker – und schon deshalb noch viel weniger ein Opportunist. Seine Liebenswürdigkeit und sein Sanftmut – der aber vor allem eine Sanftheit der Stimme ist, die Sie gleich vernehmen werden – dürfen über seine tatsächliche Unbeugsamkeit nicht hinwegtäuschen. Schon an diesem Punkt scheidet jeder Charaktervergleich mit Cicero, der unverbrüchlich treu am Ende wohl nur zu seiner Tochter Tullia stand. Die Briefe, die er bis zu ihrem Tod der Tochter schrieb, die wenig Glück mit ihren Ehemännern hatte, sind ein rührendes Zeugnis rastloser Vatersorge. Aber schon die Briefe an den Bruder und an seinen Freund Atticus, dem wir es verdanken, dass es diese Briefe noch gibt, zeigen ihn vor allem in der Sorge um seine Karriere.

Von all diesen emporkömmlingshaften Zügen gibt es bei Kermani nichts – im Gegenteil möchte man sagen, wenn man seine prekäre Existenz eines freien Schriftstellers mit der gesicherten Bürgerlichkeit seiner iranischen Herkunftsfamilie vergleicht. In den autobiographischen Skizzen, die es von seiner Jugend gibt, kann man etwas darüber erfahren, wie es dem Sohn der hochgebildeten Eltern erging, die nach Deutschland emigriert waren und sich in Siegen niedergelassen hatten. Unter den Kindern des Kindergartens, unter den Schülern der Schule, der Nachbarsjugend der Nachbarschaft war er ein Fremder – aber nicht wegen der iranischen Herkunft, auf die er die vergleichsweise Laxheit und Sorglosigkeit der Eltern schob, sondern wegen der Bildung des Elternhauses, die immer und überall jene Großzügigkeit produziert, die dem pedantischen Kleinbürger als Schlamperei aufstößt.

Es gehört zu der Liebenswürdigkeit Kermanis, dass er die Erfahrungen seiner Jugend nicht auf das soziale Milieu seiner deutschen Umgebung schiebt, sondern die Last der Borniertheiten allein der Stadt Siegen aufhalst, die ohnehin schon den Ruf des Mürrischen hat und deshalb nicht mehr extra beleidigt werden kann. Aber dass sich in Kulturunterschieden oft nur Klassenunterschiede verbergen, hat sich der Schriftsteller, aber vor allem der künftige Orientalist gut gemerkt, dem bald die Rolle eines Vermittlers und Erklärers der islamischen Welt zufiel. Wann immer sich das deutsche Publikum über Sitten und Gebräuche der orientalischen Zuwanderer oder über die politischen Exzesse des Nahen Ostens aufregen und sie der fremden Kultur anlasten wollten, hat Kermani darauf hingewiesen, dass hier zuallererst Phänomene sozialer Benachteiligung zu konstatieren seien, die sich keineswegs aus der Religion oder der fremden Kultur ableiten ließen. Mit der Genauigkeit und Redlichkeit, die ihn weiter auszeichnen, hat er auch in all seinen Reportagen aus Ägypten, Syrien, dem Iran stets sorgfältig zwischen den Klassen, zwischen Oberschicht und Unterschicht, zwischen dem intellektuellen Mittelstand und den leicht aufzuwiegelnden Massen unterschieden. Was aus dem Koran folgt, dem der Westen gerne alles in die Schuhe schiebt, ist in Wahrheit eine Frage seiner politischen Instrumentalisierung und abhängig, ich sage es mal altmodisch marxistisch, von der Klassenlage.

Ich weiß ja nicht, ob Kermani, als er mit seiner bahnbrechenden und bald vielbewunderten Studie „Gott ist schön“ promovierte, damit gerechnet hat, dass er seine theologische Kompetenz so bald auf dem Feld der Politik würde einsetzen müssen. Aber er hat sich der Herausforderung heldenhaft gestellt. Er hat nicht nur das dümmliche Schaudern vor dem Islam, das nach dem elften September zum Habitus des Westens wurde, wirksam unterlaufen und gezeigt, wie leicht sich für Christen der Koran – und ebenso umgekehrt für Moslems wie ihn die Bibel verstehen lässt. Er hat die unterstellte Fremdheit des Orients auch unterlaufen, indem er zeigte, wie leicht sich mit einem vertrauten Analysebesteck des Westens die dortige Lage sezieren lässt. In einer der von mir an meisten bewunderten Reden wendet er eine politische Theorie Hannah Arendts auf die islamischen Revolutionen an: dass Revolutionen nämlich nicht die Freiheit in Ländern erobern können, in denen Armut und soziale Ungerechtigkeit übermächtig sind. Die Freiheit, die sich im Iran beispielsweise das Bürgertum erobern wollte, war nicht geeignet, den Armen zu helfen; und indem sich das religiöse Engagement für die Armen in den Vordergrund schob, gingen auch die Freiheiten wieder verloren. (Das die religiöse Tyrannis am Ende auch den Armen nicht hilft, sie nur instrumentalisiert und manipuliert, steht auf einem anderen Blatt.)

Die Freiheit jedenfalls, die Freiheit vor allem einer bürgerlichen Republik von Zwangsherrschaft, ist ein typisch ciceronisches Thema – und so gesehen trägt der Preis, den Kermani heute erhält, Ciceros Namen zu Recht. Wer je die Briefe las, die Cicero nach der Ermordung Cäsars schrieb, wird ihren Jubelton nie vergessen. Aber nichts findet sich in seinem Werk von einer Einsicht in die Bedingungen der Freiheit – wem sie zu Nutzen ist und von wem überhaupt sie

genutzt werden kann. Dass die Republik am Ende auch zugrunde ging, weil sie nur einer kleinen Oligarchie diene und den Bürgern jenseits der römischen Stadtgrenzen nicht einmal Bürgerrechte zuerkannte, haben andere, nicht er begriffen. Cicero zeigte sich auch sonderbar unbeeindruckt von der erbärmlichen Lage der Einwohner in den römisch besetzten Provinzen. Er, der die Griechen so für ihre Kultur, für ihre Philosophie und nicht zuletzt für ihre rhetorische Schule bewunderte, verachtete sie zugleich als Untertanen Roms. Er hielt sie für liederlich, verlogen, verschlagen und geschwätzig, leichtsinnig und unzuverlässig, wie nur je ein Römer im Vollbesitz seiner imperialen Vorurteile. Als Prokonsul von Kilikien war er gewiss kein grausamer Statthalter, aber seine Untertanen, nach staatsrömische Selbstverständnis sogar Schutzbefohlene, bezeichnete er spöttisch als Graeculi, Griechlein, und ihre Verkleinerung, eigentlich Selbstverkleinerung, wie er es sah, schob er auf die basisdemokratischen Traditionen der griechischen Stadtstaaten. Schon dass man in ihren Volksversammlungen saß – und nicht stand wie in Rom –, sah er als Zeichen degenerierter, weibischer Schwächlichkeit.

Und nun, im Lichte dieses historischen Sittenbildes unbewusst imperialer Herablassung, blicken wir auf Kermani: Können wir uns von Navid Kermani vorstellen, dass er, aus der bürgerlichen Elite Irans stammend, eines einstigen Großreichs immerhin, die Einwohner Siegens als Deutschlein bezeichnet und ihre Spießigkeit zum Signum einer heruntergekommenen Nation macht, die nicht nur im Parlament, sondern überall nur noch sitzt, vor allem am Steuer ihrer Autos? Wir können es uns nicht vorstellen, weil wir uns Herablassung, die dumm macht, bei Kermani überhaupt nicht vorstellen können. Möglich, zumindest denkmöglich wäre es aber, dass ein Mann, der die klassische deutsche Literatur mindestens so gut kennt wie Cicero die griechische kannte, sich nur noch bedauernd und sarkastisch über die deutsche Kultur der Gegenwart äußert.

Indes geht der Vergleich auch hier nicht auf, weil Kermani selbst ein Teil der deutschen Gegenwartskultur ist, ein deutscher Schriftsteller, nur eben iranischer Herkunft, der mitverantwortet und mitprägt, was hierzulande an Literatur gedeiht – und man muss sagen, dass der Kenner Lessings, Hölderlins, Jean Pauls alles tut, um den Abfall von einstigem Niveau nicht allzu schmerzlich werden zu lassen. Seine Lessing-Rede in Hamburg jüngst hätte auch Lessing halten können, seine Wiener Brandrede wider die Asylpolitik der europäische Union auch Heine oder Börne, und damit ist nicht das humanitäre Engagement gemeint, das sich von selbst versteht, sondern die sprachliche Brillanz.

Und die kritische Neugierde, mit der er sich das, was er durch die deutsche Sprache, in die er hineingewachsen ist, mitgeerbt hat, auch miterarbeitet hat: die christliche Kultur. Die ergreifenden Bildbetrachtungen christlicher Malerei, die er für Zeitungen schrieb, zeigen ein künstlerisches Sensorium – und theologisches Wissen, das im Fremden sowohl das Befremdende wie das Bedenkenswerte entdeckte. Der Respekt, in der Einfühlung ebenso wie in der Abwehr, mit der Kermani eine Kreuzigungsszene Guido Renis beschrieb, machen die Aufregung um den Hessischen Staatspreis, der ihm daraufhin aberkannt werden sollte, im Rückblick vollends unverständlich. Ganz augenscheinlich waren die Bischöfe, die Blasphemie erkennen wollten, wo fast heiliger Ernst am Werke war, nur zu einem, nämlich zu einer Demonstration von Dummheit, fest entschlossen. Cicero pflegte in solchen Momenten, in dem die ihm offene Ungerechtigkeit, ein fester Wille zum Missverständnis entgegenschlug, mit einer wütenden Produktion larmoyanter Verteidigungen zu reagieren. Ganz anders Kermani: er ließ sich auf ein Gespräch ein, in dem seine sanfte Beharrlichkeit den Beton pfäffischer Borniertheit sprengte.

Kurzum: Der Vergleich mit Cicero, der in immer neuen Wellen, mit mehr oder weniger amüsanten Schaumkrönchen im Sand verläuft, wäre sinnlos und bloße Effekthascherei, die nur ein Muster antiker Rhetorik vorführt, zu der mich

der Redeanlass verführt hat, wenn nicht – wenn es nicht doch eine bedeutende Gemeinsamkeit gäbe, die Cicero und Kermani in ihrer Funktion für ihrer jeweiligen Gesellschaft haben.

Ist es erlaubt, Schriftstellern eine Funktion zuzudiktieren? Wahrscheinlich nicht.

Aber sie können eine solche objektiv erfüllen.

Navid Kermani ist der Erklärer und Vermittler des Islams in Deutschland. Cicero war der Erklärer und Vermittler der griechischen Philosophie in Rom, auch wenn er von den lebenden Griechen seiner Zeit, mit Ausnahme einiger noch lehrender Philosophen, wenig hielt. Aber auch Kermani wird von den meisten Islamisten unserer Zeit und von dem, was sie aus dem Koran machen, nur wenig gehalten. Es ist gar nicht anders möglich, als dass er sie für Ketzler hält. Doch einigen Theologen, insbesondere solchen, die ihm Lehrer waren, hat er ergreifende Porträts und Nachrufe gewidmet. Es sind zugleich die, die nachweisen konnten, dass der Islam weder mit Demokratie noch mit Moderne unvereinbar ist, dass nur eine politische Ketzerei orientalischer Gewaltherrscher ihm das Gesicht des reaktionären Terrors aufzuprägen versucht.

Kermanis Beschäftigung mit dem Koran hat jedoch in Wahrheit nur nebenbei eine pädagogische, aufklärerische Pointe fürs deutsche Publikum. Vor allem ist er ein zutiefst gläubiger Mensch – und das Gesicht dieses Glaubens, das uns Kermani zeigt, ein unendlich sanftes, leuchtendes, erbarmendes und menschenliebendes Gesicht, ist zugleich eines der besten Argumente für die Humanität des Islam.

Und so hatten Ciceros philosophische und rhetorische Schriften – die beiden Disziplinen lassen sich nach antikem Verständnis nicht ganz trennen – auch nur einerseits eine didaktische Funktion. Manche hatten den Charakter von Lehrbüchern oder Lehrdialogen, aber vor allem waren sie lebendige Aneignung, Ciceros höchstpersönliche Aneignung griechischer Philosophie, vor allem der Philosophie Platons und der Neuen Stoa. In seinem stoizistischen Bemühen, sich über die Zumutungen des Lebens und des Todes, insbesondere des erschütternd erlebten Todes seiner Tochter, philosophisch aufzuklären, entwickelte er jene Theorie von der Unsterblichkeit der Seele, die ihn zu einem intellektuellen Wegbereiter des Christentums machte – denn die heidnische Antike hatte den Weg tatsächlich bereitet – und dann, meine sehr verehrten Damen und Herren,

im Durchgang durch das Christentum acht Jahrhunderte später, auch zu einem Wegbereiter des Islams.

Cicero, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Ciceros Konzept der unsterblichen Seele,

ein ganz eigentümlich logisch hergeleitetes und ausgenüchertes oder umgekehrt noch nicht christlich-mystisch aufgeladenes Konzept, ist auch auf den Islam gekommen.

Es ist also nicht alles Willkür, was einen deutschen Schriftsteller muslimischen Glaubens unserer Gegenwart mit einem heidnischen Philosophen der Antike zusammenbringt. Aber selbstverständlich ist es auch nicht Vorsehung – und apropos – an ein vorbestimmtes Schicksal glaubte Cicero, anders als viele seiner Zeitgenossen, überhaupt nicht. Auch mit seinem Spott über Sterndeuterei und mit seiner logischen Dekonstruktion des Aberglaubens gehört Cicero zu den Wegbereitern des Monotheismus.

Es ist recht lustig zu lesen, wie dieser Staatsmann, der zeitweilig zwei der höchsten religiösen Ämter Roms bekleidet hat - er war Augur und Pontifex maximus - sich in seinen Schriften über die Zukunftsdeuterei aus Vogelflug und anderen Vorzeichen mokiert hat. Fast schon wie ein religionskritischer Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts erklärt er die Weissagerei als Hokuspokus und als nur politisch notwendiges Ritual zu Legitimationsbeschaffung. Auch die Götter sind ihm nur als Tradition Roms wichtig – als Traditionsbewahrer und Wächter des Hergebrachten.

Und nun denken wir einmal kurz zurück und an das, was Kermani über den politischen Islam in den orientalischen Gewaltherrschaften sagt – über die Instrumentalisierung des Koran zu Zwecken von Massenmanipulation, Terror und Unterdrückung.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich werfe einen kurzen misstrauischen Blick in ihre Reihen, ob sich unter ihnen vielleicht doch der eine oder andere Althistoriker oder Altphilologe verbirgt? Denn dieser letzte, wenn auch nur angedeutete Vergleich, zielt auf eine sehr wacklige Analogie, ich weiß, ich weiß.

Aber man kann wohl sagen, ich bin mir sicher, dass Cicero, anders als Kermani, nicht wirklich religiös im Sinne des antiken Götterglaubens war, dass ihm das meiste religiös Praktizierte nichts als Humbug oder bestenfalls, wie heute bei unseren Feuilletonkatholiken, eine schöne Kulturtradition war. Etwas wirklich Religiöses, nicht Ausformuliertes, aber sehnsüchtig Hindrängendes, liegt nur in seiner Seelenkonzeption. Der spätantike Kirchenvater Lactanz hat mit einer berühmt gewordenen Formulierung einmal gesagt, Cicero habe vom Glauben philosophisch soviel erkannt, wie man mit der Vernunft ohne göttliche Offenbarung erkennen kann.

Ja. – Aber, meine Damen und Herren,

aber wenn ich mich noch undeutlich an den eigentlichen Sinn und Zweck dieser Rede erinnern kann, dann ging es im Ursprung doch darum, dass Navid Kermani einen Cicero-Rednerpreis aus Gründen seiner Rednergabe erhalten sollte, dass es also nicht um ideelle Übereinstimmung, sondern um rhetorische Techné gehen sollte, und ich die Welt der Ideen und die Welt ihres Ausdrucks nur zusammenspannen konnte, weil die Antike sie als verschwistert sah. Und wenn man nun noch die biographische Verschränkung löst, die ich zu Zwecken der Kontrastierung und Herstellung von historischer Ferne vorgenommen habe, was bleibt dann?

Dann bleibt die vergleichsweise brutale Feststellung, dass Navid als Redner nichts Ciceronisches hat. Kermani als Redner ist ein strenger Attizist, und gerade den Attizismus in seiner dogmatischen Strenge hat Cicero immer bekämpft. Der Attizismus, nach Attika, dem athenischen Stammland der klassischen Redekunst, benannt, ist ein Redestil äußerster Klarheit, Knappheit und logischer Stringenz, der temporeich und schnörkellos auf ein zwingendes Resultat zuläuft – im Gegensatz zu dem Asianismus – sie hören im Wort schon die laszive Üppigkeit des Ostens –, der reich und prunkend, voller Abschweifungen, Exkurse und raffinierter Überleitungen ist. Nun wäre es falsch zu sagen, dass Cicero, dem immerhin bald klassischer Rang zugesprochen wurde, ein zügelloser Asianist gewesen wäre – aber er war doch der Meinung, dass eine gute Rede ihre Stilmittel wechseln muss, dass sie verblüffen und überrumpeln und auch ein wenig angeben muss.

So etwas gibt es bei Kermani nicht. Er ist zu redlich, um zu überrumpeln, zu stolz um anzugeben, und oft auch zu ernst, manchmal zu zornig, um an Effekten zu arbeiten.

Frühe Reden von Cicero waren weitgehend asianisch, sie haben etwas von schweren Plüschkissen, man kann in ihnen versinken und arme Gymnasiasten hatten oft Schwierigkeiten genug, aus ihnen wieder hochzukommen. Die späteren Meisterreden mischen attizistische Klarheit und Logik mit asianischen Abschweifungen und demagogischem Pathos – „probare, delectare, flectere“ nannte Cicero seine Rezept: argumentieren, unterhalten, überwältigen.

Auch von diesem Rezept hat Kermani nur die seriöse Ingredienz: das Argument, und manchmal die Zuckerglasur: das Amüsante. Aber zum rhetorischen Donner, der das Haupt der Zuhörer beugt, „flektiert“, fehlt ihm der autoritäre Gestus. Kermani nimmt seine Zuhörer immer als gleichberechtigt.

Was also bleibt als Gemeinsames von ihm – und Cicero?

Die unsterbliche Seele.

Plutarch, meine sehr verehrten Damen und Herren – Sie werden zumindest den Namen kennen – war ein griechischer Historiker, der berühmte Gestalten der Antike in Doppelbiographien porträtiert hat, immer einen Griechen und einen Römer, so zum Beispiel Alexander den Großen und Cäsar, ziemlich unbesorgt um den historischen Abstand und die Unvergleichbarkeit der politischen Situation. Als große Redner hat er Demosthenes und Cicero zusammengespannt – auch hier sind die Gemeinsamkeiten konstruiert, aber die Kontraste sprühen Funken. Alles hochunseriös, aber toll unterhaltend, in sich ein rhetorisches Meisterstück.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sie werden mir hoffentlich verzeihen, dass ich nach Plutarchs Vorbild Kermani und Cicero zusammengespannt habe, über einen unverzeihlichen Abstand hinweg und noch dazu ohne die rhetorischen Mittel Plutarchs.

Ohne attizistische Logik.

Ein asianischer Diwan.

Zu Ehren Kermanis.